Zeitschrift: Bündner Jahrbuch : Zeitschrift für Kunst, Kultur und Geschichte Graubündens

Herausgeber: [s.n.]

Band: 30 (1988)

Artikel: Der Ungeliebte

Autor: Mohler, Hans

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-971964

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 14.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Der Ungeliebte

Erzählung von Hans Mohler

Die Mutter war an seiner – des ersten Kindes – Geburt gestorben, und der Vater hatte sich nicht wieder verheiratet, sondern war statt dessen in fremde Kriegsdienste getreten und in Nordafrika verschollen. Der Sohn bewahrte keine Erinnerung an ihn, da er ihn nur aus den Berichten der Verwandten kannte, die ihn für kurze Zeit in Pflege nahmen und bei der ersten Gelegenheit weitergaben. Von seinem zehnten Jahre an lebte er beim Abt des Pfäferser Klosters, einem Halbbruder des Vaters, und erhielt dort eine Erziehung, die nicht geradezu auf die geistliche Laufbahn abzielte, dem heranwachsenden Mann aber doch recht wenig Spielraum liess und ihn schliesslich noch in jungen Jahren zur Übernahme des Verwalteramtes im bischöflichen Schloss auf dem Hohenrätien drängte.

Dort sass er denn mit seinen Knechten, liess sich auf Martini den Zehnten und zur Fastnachtszeit die Eier, Hühner und Fische abliefern und begleitete ein paar Tage später die Knechte mit den schwer beladenen Pferden nach Chur, um vor seinen Obern Rechnung abzulegen. Zu seinen Pflichten gehörte es auch, an den Brücken über den Rhein und die Albula den Zoll zu erheben und in den Dörfern beim Tode eines Hausvaters den Todfall einzuziehen, nämlich das beste Kleid und das schönste Stück Vieh des Verstorbenen. Überdies hatte er die bischöfliche Tafel mit Wildbret zu beliefern.

Zweimal hatte er sich im Lauf der Jahre zu verheiraten versucht. Die erste Braut, eine ältliche Witwe, starb, noch ehe die Trauung angesetzt war, und die zweite, ein Mädchen aus dem niedern Adel, brannte zwei Tage vor der Hochzeit durch und kam nicht mehr zum Vorschein. Aus Verdruss darüber folgte er im nächsten Frühjahr den Fahnen des Heiligen Ludwig ins Mohrenland. In einem der wenigen Gefechte hielt er sich sehr tapfer, ungeachtet der Wunden, die in seinem Gesichte brannten. Doch da brach im Kreuzfahrerheer die gewaltige Seuche aus. Der König starb. Die französischen Herren entschlossen sich zum Rückzug und beraubten auf diese Weise den jungen Rätier jeder weiteren Möglichkeit, einen ehrenvollen Tod vor dem Feind zu suchen. So kehrte er nach seiner Genesung in die Heimat zurück und übernahm wieder das alte Amt auf dem Hohenrätien.

Abends, wenn er in der zur Burg gehörenden Kirche St. Johann Baptista gebetet hatte, stand er oft auf dem Balkon seines Wohnturmes, klein und schief, die Arme über der Brust verschränkt, das narbige Gesicht gegen den westlichen Himmel erhoben. In der Tiefe, von der Dämmerung verschlungen, rauschte der Rhein in der waldigen Schlucht. Am Beverin glänzte fahl ein Schneefeld, und die Waldflanke des Heinzenbergs glich dem zottigen Fell eines urweltlichen Tieres. In den grauen, niedern Hütten des Dorfes Thusis zu seinen Füssen glomm da und dort ein Lichtschein auf, und vor der Schlossmauer bewegten die alten Tannen ihre Äste im Wind.

Im Winter, wenn die Fensterluken mit Brettern verschlossen waren, trat er auch tagsüber mehrmals auf den Balkon hinaus, um die fade Schneeluft einzuatmen. Bei schönem Wetter liess er manchmal die Bank mit Fellen decken und bettete sich darauf, selbst in Felle und Pelze gehüllt. Er blinzelte in das blendende Licht oder sah dem

Geschwirr der Vögel zu, die er mit Brosamen und Sämereien auf das Balkongeländer gelockt hatte. Wenn die Sonne untergegangen war und der grüngoldene Abendhimmel ein stumpfes Graublau anzunehmen begann, erhob er sich von seinem Lager und setzte sich im Wohnsaal an das gewaltige Kaminfeuer.

Die grosse Stunde jedes Tages war aber jene spätere, da die Knechte im Zwinger unten die Hunde fütterten. Auf der obersten Treppenstufe stehend, wohnte er der in Fackellicht getauchten Szene bei, das zerhauene Gesicht zu schauerlicher Grimasse verzerrt. Er ergötzte sich am Gedränge der zottigen Körper, am zuckenden Spiel der Schwänze, am Knurren und Schnappen, am Raufen um Knochen und Bissen, am lautlosen Ducken, wenn die Peitschenschnur des Wärters in den Knäuel sauste. Dieses Widerspiel von Gier und Gehorsam wurde er nie müde zu betrachten, und wenn er tagsüber meist mürrisch und unzugänglich war, so taute er nach diesem abendlichen Schauspiel regelmässig auf, sass mit den Knechten lange in der Küche und erzählte von den Fahrten des Königs Ludwig, der den Heiligen zugezählt worden war, weil er die schwarzen Heiden zusammengehauen hatte.

Während des Tages aber vermochte bloss eine glückliche Jagd sein Gemüt zu erhellen. Er betrieb sie zu allen Jahreszeiten und auf mancherlei Art. Mitunter stand er an einer bequemen Stelle an und liess durch die Knechte das Wild herbeitreiben. Er suchte das stärkste Tier aus und schoss es mit der Armbrust gelassen nieder. Öfter aber setzte er die Hunde auf eine Spur und folgte ihrem Gekläff bis auf den Platz, wo sie sich in die Beute verbissen hatten. Der Fangstoss blieb ihm allein vorbehalten, und auch die Wildkatzen, Luchse und Füchse, die zur Winterzeit in die Fallen gingen, tötete er selbst. Wenn der erste Schnee lag, bot er die Bauern der nächsten Dörfer zur Wolfsjagd auf, oder er stöberte mit ihnen die Bären aus dem Winterlager auf. Im Frühjahr beschlich er die balzenden Auerhähne, an hellen Wintertagen die Enten in den Tümpeln der sumpfigen Rheinebene. Nur die Falkenbeize war ihm zuwider. Er hatte sie einmal probeweise versucht, nachdem ein fremder Falkner auf dem Hohenrätien vorgesprochen und seine abgerichteten Vögel angepriesen hatte.

«Meine Hunde sind besser als deine Falken», sagte er nach beendeter Jagd. «Sie lieben mich. Sie vergessen nicht, dass *ich* der Jäger bin. Deine Falken denken nur an sich selbst. Behalte sie. Ich kann auf der Jagd keinen Herrn über mir dulden.»

Mit Menschen pflegte er wenig Umgang. Die Knechte waren Werkzeuge, brauchbar zur Eintreibung von Steuern und Zehnten, als Handlanger auf der Jagd, als Pfleger von Pferden und Hunden, als Zuhörer seiner abendlichen Selbstgespräche, als Zubereiter der Mahlzeiten und Ordnunghalter in Wohn- und Schlafgemächern. Mägde nahm er nie in seinen Dienst. Die feinern Näharbeiten übergab er den Nonnen von Cazis, seine Wäsche besorgte er selbst. Nun gab es allerdings einen Priester und einen Mesmer auf dem Hohenrätien. Doch sie wohnten ausserhalb der eigentlichen Burgmauern, und da zu ihrem Sprengel der ganze Heinzenberg gehörte, waren sie häufig unterwegs, und auch wenn sie sich auf dem Hohenrätien aufhielten, wurden sie von den Obliegenheiten ihres Amtes stark in Anspruch genommen. Es kam gelegentlich vor, dass der Priester die paar Schritte herüberkam, um sich seinen Anteil an den Einkünften zu holen oder um ein bisschen zu plaudern. Aber meistens konnte er es nicht unterlassen, den Vogt auf der Türschwelle daran zu erinnern, dass er lange nicht zur Beichte gegangen sei oder lange kein Almosen mehr gegeben habe, oder die Knechte nicht regelmässig in die Messe schicke. Der Mesmer war ein etwas beschränkter, aber noch sehr rüstiger Greis, der lieber selbst erzählte – und zwar umständlich und mit aufreizender Langsamkeit – als den Memoiren eines Kreuzfahrers zu lauschen. So blieb es bei einem förmlichen, kühlen Verkehr, woran beide Teile ihr Genügen zu finden schienen. Der Vogt war im übrigen natürlich durchaus kein Gegner der Kirche. Zwar ging er wirklich sehr selten zur Beichte, da hatte der Priester recht, aber was hätte er denn beichten sollen? Er stahl und veruntreute nichts, er tat auch nichts Unkeusches, er log nicht – nun, sein Kreuzfahrergedächtnis irrte sich vielleicht zuweilen, doch auf jeden Fall erzählte er den

Knechten keine bewussten Lügen. Aber wenn er auch selten beichtete, so besuchte er doch regelmässig den Gottesdienst, und darüber hinaus betete er jeden Abend vor einem Bilde der Madonna. Zwar achtete er peinlich darauf, dass ihn bei dieser Verrichtung niemand störte, aber der Priester hatte einmal gesehen, wie er das noble Frauengesicht unverwandt anstarrte, das von roten Narben entstellte Gesicht erhoben, die Hände vor der Brust krampfhaft gefaltet.

Zu den befremdlichsten Eigenheiten des bischöflichen Vogtes gehörte es, allen Hochzeiten aus dem Wege zu gehen. Wenn in der Kirche St. Johann Baptista eine Trauung angesetzt war, ritt er schon am frühen Morgen in die Dörfer und kehrte erst in der Dämmerung zurück. Da geschah es einmal doch, dass er, den Burgweg hinabreitend, einem Hochzeitszug begegnete. Die Leute machten ehrerbietig Platz und zogen die Kappen, doch er hielt sein Pferd an. Die Braut schlug die Augen nieder und errötete unter ihren Tüchern. Der Bräutigam blickte ihm frank ins Gesicht und lächelte mit seinen vollen Lippen. Der Vogt sass auf seinem schwarzen Pferd, klein und schief und gekrümmt. Sein zerhauenes Gesicht verzog sich wie in grossem Schmerz. Plötzlich holte er mit den Beinen aus und hieb dem Hengst die Sporen in die Weichen, sodass er mit einem Satz davonstürmte und bei einer scharfen Wendung des Weges seinen Reiter beinahe in den Abgrund geworfen hätte.

Von diesem Tage an war der Vogt verwandelt. Er vernachlässigte die Jagd und auch seine übrigen Pflichten. Es kam vor, dass er unvermutet in einem Dorf auftauchte, die waschenden Frauen am Brunnen eine Weile anstarrte, darauf dem Hengst die Sporen gab und davonjagte, als habe er ein Gespenst gesehen. Wenn er auf fernem Felde ein Kopftuch leuchten sah, setzte er über alle Zäune, preschte durch Krautgärten, hohes Gras und wohlbestellte Äcker und hielt vor der zettenden oder rechenden Frauensperson so jäh an, dass er beinahe aus dem Sattel gehoben wurde. Nach kurzem Anstarren raste er weiter, bis der Rappe zitterte und schäumte. Die Leute begannen sich zu beunruhigen, manche flüsterten sogar, der Vogt sei mit dem Bösen im Bunde, obwohl er nie jemandem etwas zuleide tat. Immer häufiger geschah es, dass die Männer, bei denen die erschreckten Frauen Zuflucht gesucht hatten, ihn zur Rede stellten und mit Klagen drohten. Als er eines Abends vor dem Madonnenbild auf den Knien lag, trat der Priester in die Kirche und forderte ihn auf, sein seltsames Betragen zu erklären. Das tat er nicht, sondern verliess statt dessen wortlos den Kirchenraum. Ein paar Tage später traf ein Bote des Bischofs ein und legte dem Vogt den schriftlichen Befehl vor, unverzüglich in Chur vor seinen Obern zu erscheinen.

Er schickte den Boten fort. Man werde von ihm hören, sagte er, und sein Gesicht war bleich. Nur in den Narben schien das Blut noch zu schlagen. Als der Bote ausser Sicht war, liess er die Pferde satteln, während er seine schönsten Kleider anzog. Dann rief er den Knecht, dem die Sauberhaltung des Wohnturmes oblag. Er ging ihm voran über Treppen und Gänge, wies da auf ein Federchen, dort auf ein paar Tannennadeln, leuchtete mit einer Kerze in alle Ecken, untersuchte die Sitzkissen in den Fensternischen, die Zinnteller auf der Kredenz, und der Knecht musste in einer unbenützten Kemenate ein Bett herrichten. Während der ganzen Inspektion sprach der Vogt kein Wort, und der Knecht hütete sich zu fragen.

Es wurde ein Jagdtag, wie ihn noch keiner auf dem Hohenrätien erlebt hatte. Der Vogt war in eine Art von Jagdwut verfallen, die seine Sinne so unheimlich schärfte, dass er jedes jagdbare Tier auf grosse Entfernung erkannte. Tauben, Birkhühner, Hasen, Wildschweine, Rehe und Hirsche blieben auf der Strecke, und es wurde Nacht, bis die ganze Beute unter Dach gebracht war. Der Küchenmeister konnte sich kaum noch rühren in seinem Gelass, und die Hunde hatten herrliche Zeiten.

Am folgenden Tag ritt der Vogt mit wenigen Knechten und ohne Jagdwaffen aus. Er schien übernächtigt und aufgeregt, herrschte seine Leute um geringer Ursache willen an und riss ohne Notwendigkeit heftig an den Zügeln. Sobald die kleine Kavalkade im Talgrund angekommen war, verliess sie die Hauptstrasse, folgte eine Zeitlang den Feldwegen und tauchte schliesslich im Uferwald des Rheines unter. Nach

einer Weile hob der Vogt, der an der Spitze ritt, die Hand. Einem Knecht die Zügel zuwerfend, sprang er ab und verschwand. Sein Gefolge hielt sich still, bis er zurück war. Nun ritten sie langsam und vorsichtig auf den Waldrand zu. Wenn ein Zweig knackte, was kaum zu vermeiden war, schüttelte der Vogt mit wildem Blick die Faust. Endlich schimmerte helles Grün durch die Waldesdämmerung. Von niederhangenden Ästen verborgen, hielten sie an. Vor ihnen lag eine frisch gemähte Wiese. Die Mähder hatten sich in den Schatten eines Obstbaumes gesetzt. Eine ältere Frau spreitete ein Tuch und packte Brot und Käse aus einem Korb. Ein junges braunes Mädchen zettete eine Mahde zu Ende. Der Vogt flüsterte aufgeregt mit seinen Knechten. Einer der Männer unter dem Baum rief das Mädchen zum Essen. Es antwortete ungeduldig, ohne die Arbeit zu unterbrechen. Endlich war es mit der Mahde fertig. Es steckte die Gabel in den Wiesengrund und begab sich langsamen Schrittes zu seinen Leuten, unterwegs das Kopftuch, dessen Knoten sich gelockert hatte, frisch aufbindend. In diesem Augenblick zischte der Vogt: «Vorwärts!» Die Pferde schossen aus dem Wald. Im Augenblick war das Mädchen umstellt. Zwei Knechte sassen ab. Einer riss dem Mädchen die Arme auf den Rücken, der andere band ihm die Hände. Gemeinsam hoben sie es auf den schwarzen Hengst des Vogtes. Es schrie in Todesangst. Die Männer unter dem Baum waren aufgesprungen und hatten nach Sensen und Gabeln gegriffen. Sie kamen zu spät. Der Vogt jagte mit seinem Raub dem Hohenrätien zu, die beiden Knechte waren aufgesessen und folgten ihrem Herrn in wildem Galopp. Die gellenden Hilferufe des Mädchens entfernten sich und erstarben. Die Bauern waren den Reitern eine Weile nachgerannt. Als sie das Aussichtslose ihres Beginnens erkannten, hielten sie keuchend an und eilten dann ins nächste Dorf, um Alarm zu schlagen.

Unterdessen sprengte der Vogt mit der Geraubten den steilen Weg nach seiner Burg hinan. Das Mädchen sass vor ihm, von seinem linken Arm umschlungen und zwischen seinen Körper und den Sattelbogen geklemmt. Es wehrte sich immer noch. Aber da ihm die Hände gebunden waren und ein Fall vom Pferd jetzt den sichern Tod bedeutet hätte, suchte es vor allem einen bequemeren, weniger schmerzenden Sitz zu gewinnen. Sich in die Tiefe zu stürzen und damit seine Ehre zu retten, wäre ihm nicht eingefallen. Die gegenwärtige Lage konnte nicht lange dauern. Auf der Burg mochte ihm freilich noch allerhand bevorstehen, aber auch das liess sich ertragen, wenn man wusste, dass die Hilfe nahe war. Wirklich läuteten die Sturmglocken in den Dörfern, noch ehe der Vogt die Burg erreicht hatte.

Im innern Burghof hielt er an. Die Knechte hoben die Geraubte vom Pferd. Der Herr erteilte sofort Anweisungen, die bezweckten, die Burg in Verteidigungszustand zu setzen. Der äussere Hof war zum vornherein aufzugeben, da der Kirche nichts geschehen durfte. Die Mannschaft sollte sich mit allen vorhandenen Waffen auf das grosse Tor, das vom äussern zum innern, und auf das kleine Hintertor, das vom Stallhof auf den Rasenplatz zwischen Burg und Abgrund führte, verteilen. Die Knechte eilten in die Rüstkammer, während der Vogt das Mädchen die saubergekehrten Treppen hinaufführte. Er hiess es in die Küche blicken, der herrliche Wildbretdüfte entströmten, schob es in den von Geweihen starrenden Wohnsaal und geleitete es endlich in die Kemenate mit dem frisch bezogenen Bett.

«Warte hier, bis ich wiederkomme», sagte er fast freundlich, während er mit dem Dolch die Fesseln durchschnitt. Das Mädchen blickte sich ängstlich und misstrauisch nach ihm um. Er verliess das Zimmer und verschloss es von aussen. Darauf begab er sich zu den Knechten in die Rüstkammer. Sie hatten sich Panzerhemden übergestreift und Helme aufgesetzt und versahen sich nun mit Spiessen und Armbrüsten. Dann bezogen sie ihre Posten. Nur einen einzigen behielt der Vogt bei sich, um sich von ihm beim Anlegen der Rüstung helfen zu lassen. «Richte den andern aus», sagte er, das Helmvisier aufschlagend, «dass keiner schiessen darf, bis ich selbst den Befehl dazu gebe.»

Als er in voller Rüstung die Kemenate betrat, stand das Mädchen in einer Fensternische. Es hatte wohl nach den Bauern Ausschau gehalten, doch das Fenster blickte nach dem Stallhof, der nicht auf der Zugangsseite des Schlosses lag. Er fasste das Mädchen an den Schultern und wen-

dete es so, dass er es auf die Sitzkissen niederdrücken konnte. Er selbst setzte sich auf die gegenüberliegende Fensterbank. Das Visier seines Helms war heruntergeklappt. Durch die Schlitze konnte er seine Beute beobachten, ohne ihr sein Gesicht zeigen zu müssen.

Das Mädchen sass regungslos, die gefalteten Hände im Schoss. Es hatte ein rundes, gebräuntes Gesicht mit einer geraden, hübschen Nase, deren Sattel mit Sommersprossen besprengt war. Das Kopftuch war ihm während des wilden Rittes in den Nacken gerutscht. Ein weisser Scheitel teile das schwarze, gekräuselte, in Zöpfen um den Hinterkopf gewundene Haar. Die Augenbrauen wölbten sich in schönen Schwüngen über den braunen Augen, die mehr fragend als ängstlich auf das seltsame Gegenüber gerichtet waren. Der Mund war voll und rot, das Kinn ganz leicht gekerbt. Der Rock, von der Arbeit her noch aufgebunden, liess den Saum des langen Leinenhemdes frei und darunter die Füsse in den groben Schuhen. Die Verschnürung des Mieders war gelockert, und da der Einsatz sich verschoben hatte, schimmerte an einer Stelle die weisse, atmende Haut hervor.

«Wie heissest du?» fragte der Vogt. Seine Stimme widerhallte im Helm.

«Das hättet Ihr mich früher fragen sollen», erwiderte das Mädchen, ohne seine Haltung zu verändern. Nur die Lippen hatten sich bewegt. Der Vogt schwieg. Eine Weile sassen sie einander wortlos gegenüber. Das Mädchen seufzte zuweilen. Einmal flog eine Biene zum Fenster herein, summte den Wänden entlang und verschwand wieder.

Plötzlich schlug der Vogt mit einem Ruck das Visier auf.

«Willst du mich heiraten?» fragte er leise.

«Um Gotteswillen!» entfuhr es dem Mädchen.

Die gepanzerte Hand zog das Visier herunter. Wieder war es eine Weile still.

«Willst du mich heiraten? Ich frage dich noch einmal», sagte die hallende Stimme.

Das Mädchen lachte. «Auf solche Fragen gibt mein Vater Antwort. Ich glaube, Ihr werdet bald Gelegenheit bekommen, ihn zu fragen.»

«Spotte nicht! Du könntest es bereuen. Ich weiss, ich bin kein Mann, dem die Mädchen nachlaufen. Mein Gesicht haben die heidnischen Hunde in Afrika zerhauen. Ich kann niemandem schöne Augen machen. Aber wenn ich auch klein und verunstaltet bin, so bin ich doch kühn und stark. Das hast du heute erfahren. – Ich bin noch nicht alt. Ich kann eine Frau glücklich machen. Ich habe meine Kraft nicht an Unwürdige verschwendet. Niemand liebt mich, weil niemand mich kennt. Nur die Hunde wissen, wer ich bin, und *sie* lieben mich.»

«Kennt Ihr *mich?*»

«Ich habe dich nie gesehen. Oder vielleicht habe ich dich gesehen, aber nicht beachtet. Ich habe dich auch nicht gewählt unter vielen. Der Augenblick hat dich für mich gewählt, der göttliche Zufall. Er hat seine Sache gut gemacht. Ich bin zufrieden.»

«Was wird der Bischof zu dieser Geschichte sagen? Sie kann Euch teuer zu stehen kommen.»

«Es gibt kein Gesetz, das dem Verwalter bischöflicher Güter die Ehe verbietet.»

«Ich gebe Euch einen guten Rat.» Sie stand auf und löste den aufgebundenen Saum ihres Rokkes. «Lasst mich aus der Burg. Ich gehe den Leuten entgegen und schicke sie heim. Es gibt sonst ein Unglück.»

In der Ferne war zorniges, verworrenes Geschrei zu vernehmen, beinahe wie das Gebrumm eines Bienenschwarms.

«Du wirst von der Mauer herab erklären, dass du mich heiratest.»

Im Zwinger heulten die Hunde auf. Der Geruch von siedendem Pech drang zum Fenster herein.

«Lasst mich gehen. Es ist höchste Zeit.»

Sie eilte zur Tür, doch der Vogt vertrat ihr den Weg. Der ferne Lärm hatte sich genähert. Einzelne hohe, gellende Schreie hoben sich davon ab.

«Ich frage dich zum letztenmal: Willst du mich heiraten? Es gibt für uns beide keinen andern Ausweg. Da, sieh mich an.»

Er lüftete das Visier. Das Mädchen sah in ein blasses, schweissfeuchtes, von roten, wulstigen Narben durchzogenes Gesicht und in zwei dunkle, traurige Vogelaugen.

«Ich kann nicht», sagte es leise. «Lasst mich gehen, ich bitte Euch bei allen Heiligen!»

«Nenne mir den Grund», sagte er tonlos.

«Ich weiss ihn nicht.»

«Besinne dich, wir haben nicht viel Zeit.»

«Ich habe es Euch schon gesagt, wer mich heiraten will, muss meinen Vater fragen.»

Er blickte sie an aus traurigen, wimperlosen Augen.

«Gib mir dein Kopftuch», sagte er.

Sie löste den Knoten unter dem Kinn und reichte ihm das Tuch.

«Hier. Aber lasst mich jetzt um Gotteswillen gehen. Die Bauern sind vor der Burg.»

«Warte hier, bis ich komme.»

Er schlüpfte zur Tür hinaus und verriegelte sie von aussen. Während er die Treppe hinabging, hörte er, wie das Mädchen an der Türe rüttelte. Von unten herauf drang Brandgeruch, vermischt mit den Dünsten der Küche. Er schritt langsam durch den Wohnsaal mit seinen unzähligen Jagdtrophäen und trat auf den Balkon hinaus. Drüben lagen Heinzenberg und Beverin, vom sommerlichen Duft umflossen. Aus den Kaminen der grauen Häuser von Thusis stieg in langsamen Wirbeln der Mittagsrauch. Tief unten rauschte der Rhein. Auf dem Wehrgang über dem hintern Tore standen unbeweglich ein paar Knechte mit stossbereiten Spiessen und gespannten Armbrüsten. In ihren Helmen spiegelte sich die Sonne.

Plötzlich kam Leben in die Wachen. Ein Trupp Bauern, von einem riesigen, wildbärtigen Alten geführt, tauchte aus den Büschen vor der Mauer auf. Steine flogen. In einem Kessel loderte Feuer. Da schwirrte eine Armbrustsehne. Der Alte fuhr sich mit gellendem Klagelaut an den Hals und sank um.

«Elende! Was habt ihr getan?» brüllte der Vogt seinen Leuten zu. Als sie sich umwandten und zum Balkon hinaufblickten, prasselte ein neuer Hagel von Steinen gegen die Mauerzinnen und auf die Stalldächer. Einer der Knechte, der sich nicht rechtzeitig geduckt hatte, wurde am Kopf getroffen und fiel rückwärts in den Stallhof hinab.

Einen Augenblick später rannte der Vogt gegen das vordere Tor. Die Knechte kauerten auch hier hinter den Zinnen. Ab und zu schnellte einer in die Höhen, um mit der Lanze in die Tiefe hinabzustechen. Das schwere Eichentor stand in Flammen. Die Hunde im Zwinger heulten, wie sie auf keiner Jagd geheult hatten. Auf den wütenden Anruf des Vogtes hin drehte sich einer der Knechte um und kletterte die Leiter herab. «Zum Satan, habe ich euch nicht verboten, euch zu wehren?» herrschte der Vogt ihn an.

Der Knecht zuckte die Achseln. «Wenn wir uns nicht gewehrt hätten, wären die Bauern schon längst im Schloss.»

«Macht was ihr wollt und verantwortet es selbst», sagte der Vogt und rannte weg. Im Stallhof stiess er auf den Getroffenen. Er lag in einer Blutlache reglos auf der Erde.

«He, da oben!» schrie der Vogt. Die Knechte auf dem Wehrgang über dem hintern Tor blickten sich nach ihm um. «Zwei zu mir! Die andern wehren sich so lange als möglich.»

Das eisenbeschlagene Tor dröhnte unter rasenden Axthieben, die aber nach kurzer Zeit aufhörten. Zwei Männer kletterten in den Hof hinab. Der Vogt verhandelte mit ihnen in gedämpftem Tone und übergab dem einen das Kopftuch der Geraubten. Dann eilte er in den Wohnbau. Atemlos riss er die Tür der Kemenate auf.

«Komm!»

Das Mädchen näherte sich mit raschen Schritten.

«Folge mir.»

Sie hasteten die Treppen hinab. Im untersten Gang wandte der Vogt sich um und fasste das Mädchen an den Armen. «Lass mich dich noch einmal ansehen», sagte er leise. Dann liess er sie los. «Geh.»

Zwei Knechte schnitten ihr den Weg ab, als sie den Turm verlassen wollte. Sie wanden ihr blitzschnell ein Seil um den Leib und fesselten ihr die Füsse. Sie sah, wie der Vogt an ihr vorüberstürzte und sich auf seinen Rappen schwang, der vor dem Stall angebunden war. Im nächsten Augenblick wurde sie emporgehoben und quer über die Kruppe des stampfenden Pferdes gelegt. Sie bäumte sich schreiend auf. Der Rappe warf den Kopf in die Höhe. Seine Augen waren mit dem Kopftuch verbunden. Die Knechte umschnürten ihren ganzen Körper und banden das wimmernde, zuckende Bündel am Sattel fest. Vom

vordern Tore her erscholl lautes Triumphgeschrei.

«Die Hunde!» brüllte der Vogt.

Einer der Knechte öffnete das Gittertor des Zwingers, der andere kettete das zitternde Pferd los und hielt es am Kopf. Die Meute brach mit wütendem Geheul aus dem Zwinger. Der Knecht lief vor ihnen her und entriegelte das qualmende kleine Tor. Die Hunde drängten sich hinaus.

«Gib frei!» schrie der Vogt dem Knecht zu, der das Pferd hielt. Er trat zur Seite. Der Hengst machte einen schwerfälligen Satz und blieb dann mit gespreizten Beinen zitternd stehen. Beissender Rauch wälzte sich heran. Gebrüll und Gejohle erhob sich ganz nah im Rücken des Vogtes. Er holte mit den Beinen aus und hieb mit aller Kraft die Sporen in die Weichen des Rappen.

Die Bauern vor dem hinteren Tore balgten sich mit den Hunden herum, als ein schwarzes, schnaubendes Ungeheuer aus der raucherfüllten Öffnung schoss. Entsetzt wichen sie zur Seite. Plötzlich bemerkte einer das Bündel hinter dem Reiter. Er schnellte vor, ein anderer folgte ihm. Auf einmal stemmte das Pferd alle vier Beine gegen den Boden. Die Burschen begannen in fiebernder Hast die Fesseln des Mädchens durchzuschneiden. Die letzten Stricke fielen, als der Hengst sich zu einem gewaltigen Satze sammelte. Die Burschen zerrten das bewusstlose Mädchen herunter. Von einer Last befreit und von erbarmungslosen Sporenstreichen getrieben, streckte sich das Pferd, schwebte mit seinem Reiter einen Augenblick über dem Abgrund und entschwand in der Tiefe.

Am Abend hatte sich das Mädchen von seinem Schrecken soweit erholt, dass es den Priester bitten konnte, es ans Ufer des Rheins zu begleiten um mit ihm über den sterblichen Resten ein Gebet zu sprechen. Er willfahrte dem Wunsche. Alles was sie von Ross und Reiter fanden, waren ein paar Blutspritzer auf den Ufersteinen. Der Priester murmelte ein Gebet über das schäumende Wasser hin und schloss es mit den vernehmlichen Worten:

«Möge deine arme Seele zum Himmel finden wie das Wasser zum Meere findet, und mögest du dort einer Liebe teilhaftig werden, die du auf Erden vergeblich gesucht hast. Amen.»

«Amen,» wiederholte das Mädchen leise.

CHUR
einst und heute

Begleittext von Dr. Heinrich Jecklin
Bildtexte und -Zusammenstellung von Dr. Peter Metz

Postplatz mit altem Postgebäude und Hotel Lukmanier, um 1908

Dieser einzigartige Bildband gehört in die Stube aller Churer und Freunde Churs, denen unsere Stadt am Herzen liegt. Heinrich Jecklin schreibt in seinem Begleittext: «. . . Im übrigen sprechen die Photos mit ihren Legenden eine deutliche Sprache, die keiner besonderen Ergänzungen bedarf, wie wir denn überzeugt sind, mit dieser Sammlung von photographischen Bildern der Öffentlichkeit eine Dokumentation zu übergeben, die in ihrer Einmaligkeit berufen ist, verdientermassen Interesse zu wecken, freudige Anteilnahme am historisch gewachsenen, baulich hochwertigen Teil von Chur zu mehren und auch beizutragen zur Erkenntnis, dass nicht alles Neue nur seiner Neuheit wegen gut ist. Der Zeitgeschmack hat sich schon oft in der Folge als bedauerlicher Irrtum erwiesen, wenn es galt, die Bewährungsprobe abzulegen.»

Umfang 168 Seiten – Preis Fr. 39.–

Auslieferung durch
Buch- und Offsetdruck Bischofberger AG, 7002 Chur, Telefon 081 22 12 22
oder Ihre Buchhandlung

CALVEN VERLAG CHUR

Augusto Giacometti:
Pastellentwurf
für Kirche Langwies
Mittleres Fenster